Die Entwicklung der kirchlich-politischen Verhältnisse in Deutschland und die Bildung der Parteien im Reich unter Kaiser Matthias

im Spiegel der Streit- und Flugschriften.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät Sektion I

der

Ludwig-Maximilians-Universität München

vorgelegt am 27. April 1901

von

Karl Lorenz.

Nördlingen 1902.
C. H. Beck'sche Buchdruckerei.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41552325_0223

Erstes Kapitel.

Grundlegende Erörterungen; Rückblicke.

Man hat lange Zeit den 30jährigen Krieg als rein religiösen Kampf betrachtet. Mit der immer stärker werdenden Betonung, die man in unserer Zeit staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen angedeihen läßt, ist man begreiflicherweise auch dahin gekommen, die territorialen, sozialen und nationalökonomischen Momente im 30jährigen Krieg überstark zu betonen und dabei das religiöse Moment mehr als recht in den Hintergrund treten zu lassen. Das Richtige liegt hier nicht etwa auf der „goldenen Mittelstraße", sondern in der Erkenntnis, daß die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse mit den religiösen in der Regel so innig verwachsen sind, daß, um einen theologischen terminus technicus zu gebrauchen, geradezu eine communio idiomatum stattfindet, sich also das eine oder das andere gesondert gar nicht verstehen oder beurteilen läßt. Man gestatte mir, hiefür nur ein einziges Beispiel anzuführen: Das Wort Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" erfordert zunächst und in erster Linie eine theologische Erklärung. Jeder Geschichtskenner weiß aber, wie die betreffende Auslegung der verschiedenen Konfessionen auf das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben der Nationen einschneidend einwirkte. War die Auffassung der katholischen Theologen richtig, so war der riesige weltliche Besitz der Kirche, der überdies eine naturgemäße Konsequenz der geschichtlichen Entwicklung war, gerechtfertigt; war dagegen die Erklärung der protestantischen Theologen richtig, so waren die Säkularisationen, die allmählich eine staatliche Notwen-

digkeit wurden, berechtigt. Wie tief schnitt das aber in die Macht und Stellung der Fürsten und des Adels, in die Versorgungsmöglichkeit ihrer nachgeborenen Söhne, in die finanzielle Unterlage der Erziehung und Bildung des Volkes, in die Armenpflege und tausend andere Dinge ein!

Solche Beispiele ließen sich noch viele anführen. Wie unendlich einflußreich waren z. B. die verschiedenen Auffassungen der Abendmahls- und Rechtfertigungslehre, der Prädestinationslehre, der Beichte und Buße, der sakramentalen Bedeutung der Ehe und ähnliches auf Volkszucht und allgemeine Sittlichkeit, oder die Ablaßlehre u. dgl. auf Wohlstand und Nationalvermögen. Doch einstweilen genug; wir werden bei den Einzelausführungen wiederholt auf dergleichen zu sprechen kommen. Nur soviel sei hier vorausgeschickt: Es ist so seicht und oberflächlich und bekundet höchstens mangelnde Geschichtskenntnis, wenn man so kurzweg von „theologischem Gezänke" u. dgl. spricht. Gewiß gibt es auch hier viel Spreu unter dem Weizen; vieles wird gesprochen und geschrieben, das besser ungesprochen und ungeschrieben bliebe. Aber jeder, der die Gabe hat, in die Tiefe geschichtlichen Werdens und Vergehens mit sehendem Auge hinabzutauchen, wird sich von der ungeheueren Bedeutung und Tragweite religiöser Dinge überzeugen.

Nun sah sich das deutsche Volk in der sturmbewegten Mitte des in seinen tiefsten Tiefen aufgeregten 16. Jahrhunderts vor ein Problem gestellt, das die staunende Menschheit bisher noch nicht gekannt hatte: staatliche Anerkennung und Gleichberechtigung sich in ihren Dogmen widersprechender Konfessionen in einem und demselben Reiche. Um sich der Schwierigkeit dieses Problems voll und ganz bewußt zu werden, muß man sich darüber klar sein, daß es sich hier um kontradiktorische Dogmen handelt, die sich gegenseitig vollständig ausschließen und aufheben. Wer also von der Wahrheit *seiner* Dogmen fest überzeugt ist, kann unmöglich den kontradiktorischen logische und ethische Gleichberechtigung oder auch nur Duldung zugestehen; denn darin läge ja das indirekte Zugeständnis, daß die gegenteiligen Dogmen auch wahr sein könnten,

woraus dann wieder mit apodiktischer Notwendigkeit folgen würde, daß dann seine eigenen falsch sein könnten, was sich aber mit der oben vorausgesetzten Überzeugung logisch nicht verträgt. Sobald aber Menschen von verschiedener Religion oder Konfession nebeneinander wohnen, ergibt sich die eigenartige, höchst bedenkliche Zwangslage, daß das, was logisch-theoretisch unmöglich ist, sich praktisch im staatlichen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben nicht umgehen läßt. Zwischen dieser theoretischen Unmöglichkeit und praktischen Notwendigkeit nun einen erträglichen Ausgleich zu finden, ist für die Menschheit äußerst schwer.

Daraus ergibt sich dann ganz folgerichtig das Zweite: Von dem richtigen Gefühl und berechtigten Wunsch geleitet, diesen Schwierigkeiten zu entgehen, hat die Menschheit von jeher darnach gestrebt, in einem einheitlich abgeschlossenen Staat auch eine einheitliche Religion zu haben. Wie richtig der Grundsatz war, lehrt gerade die Gegenwart; tausend und abertausend Anlässe zu Streit und Zwietracht würden innerhalb eines Staates wegfallen, wenn sich der Grundsatz durchführen ließe: Ein Volk, eine Sprache, ein Glaube. Im Altertum nun, wo man die Nationalidee überhaupt viel schärfer faßte und rücksichtsloser durchführte, ergab sich daraus folgerichtig auch schärferes Auftreten gegen Andersgläubige. Wie heftig verfolgten z. B. die Brahmaeiferer die Buddhaanhänger in Indien, wie eiferten die Propheten Jahves gegen das abtrünnige Volk Israel, wenn es „auf den Höhen opferte oder wandelte Baalim nach". Mußte nicht Sokrates den Schierlingsbecher trinken, weil er „neue Götter einführte"? Bei den Römern konnte noch Cicero (de legibus II. 8, 19) in seiner Zeit es als selbstverständlich aussprechen: „Separatim nemo habessit deos, neve novos neve advenas, nisi publice adscitos". Mit der Entwicklung Roms zur Weltmacht konnte natürlich die ausschließliche Geltung der altnationalen Religion nicht aufrecht erhalten werden; trotzdem war das, was die Kaiserzeit brachte, nicht Toleranz, sondern Indifferentismus. Dies zeigen deutlich und klar die Christenverfolgungen; denn sowie die römischen Staatslenker im Christen-

tum eine Gefahr für das Bestehende zu erblicken glaubten, also aufhörten indifferent zu sein, zeigte sich sofort, daß von Toleranz gar keine Rede war. In diese Fußtapfen trat das junge Christentum; es übernahm vom römischen Weltreich den kosmopolitischen Gedanken, konnte also nicht national sein im Sinne des Judentums, exklusiv war es aber in noch viel höherem Grade; denn es war ja nicht eine Religion, sondern die Religion. Zwar Irrlehren und Ketzereien gab es von jeher und übergenug; aber immer wieder wurden sie, wenigstens in der Hauptsache, überwunden. Die Kirche blieb international und im wesentlichen einheitlich — wobei die orientalische Kirche, als für unsere Ausführungen belanglos, außer betracht bleiben kann.

In diese einheitliche Geschlossenheit legte nun die Reformation Bresche. Was diese Kirchenspaltung von allen ihren Vorgängerinnen unterschied, war das bewußte Hervorkehren des nationalen Momentes. Zwar hatte sich dasselbe schon früher hie und da leise geregt; bei der gallikanischen und anglikanischen Bewegung, bei den Bestrebungen der Albigenser, Waldenser, Hussiten u. dgl. hatten sich nationale oder doch wenigstens territoriale und regionale Unterströmungen bemerk- und fühlbar gemacht. Aber sie waren nicht so recht zum Durchbruch gekommen. Luther dagegen stellte sich mit vollem Bewußtsein auf den nationalen Boden. Er rief das deutsche Nationalgefühl auf gegen den Romanismus, und das gab seiner Bewegung jene erdwüchsige Antäuskraft, die Rom und die Jesuiten anfangs unterschätzten. Noch heute sieht der Protestant in der Reformation eine spezifisch deutsche Errungenschaft, und mehr darin, als in der inneren Überlegenheit des protestantischen Dogmas, liegt auch ihre beste Stärke.

Es ist bekannt, daß diese Entwicklung nicht zu dem von den Protestanten gewünschten Abschluß kam; die Deutschen gelangten nicht zu einer einheitlichen Nationalkirche. Die Gründe liegen größtenteils auf politischem Gebiet. In Deutschland war es nicht wie in Rußland, Schweden, England, Frankreich, Spanien u. s. w. zu einem Einheitsstaat gekommen. Die Gründe für das letztere

liegen teils auf geographischem, teils auf ethnographischem, vor allem aber auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet; sie hier näher zu erörtern, würde zu weit abführen. Nur das sei hier kurz konstatiert, daß gerade im 16. und 17. Jahrhundert das Territorialsystem immer mehr zum Durchbruch und zur Herrschaft gelangte.

Mitten in diese Entwicklung hinein platzte mit der Eruptivkraft eines lange zurückgehaltenen Vulkans die Reformationsbewegung. Hätte nun Deutschland eine klare, unumstrittene, einheitliche Staatsform gehabt, so wäre es entweder ganz protestantisch geworden oder ganz katholisch geblieben; denn damals galt noch immer der allgemein anerkannte, von niemand bestrittene Satz: cuius regio, illius religio. Wäre der Kaiser unumstrittener oberster Landesherr gewesen, wie etwa der König in Frankreich, Schweden o. dgl., so konnte die Einheitlichkeit der Religion gewahrt werden. So aber war das Stammes- und Territorialbewußtsein bereits längst stärker geworden als das National- und Reichsbewußtsein, und die Entscheidung lag in den Händen der Territorialherren. Das letzte Band, das die zentrifugalen Kräfte noch äußerlich zusammenhielt, der Reichstag, war nicht stark genug, die Einheitlichkeit der Religion zu erzwingen, bezw. festzuhalten.

So kam es, wie es kommen mußte; ein Teil des Reiches wurde protestantisch, der andere blieb katholisch.

Damit sah sich die Menschheit staunend und kopfschüttelnd vor ein neues, noch nie dagewesenes Problem gestellt: ein Volk — denn ganz schwand das Nationalbewußtsein aus dem deutschen Volk erfreulicherweise nie —, eine Sprache, aber verschiedener, ja entgegengesetzter Glaube. Wie sollte dieses Problem gelöst werden? Niemand wußte es, denn niemand — glaubte es.

Im Ernst dachte ja kein Mensch daran, daß diese Spaltung dauernd sein werde. Die Protestanten zweifelten gar nicht daran, daß es ihnen im Laufe der Zeit, vielleicht früher, vielleicht später, aber schließlich ganz sicher gelingen werde, allmählich das ganze Reich zu reformieren. Ebenso waren auch die Katholiken verhältnismäßig guter Zuversicht. „Häresien" hat es ja seit Anbeginn

der Kirche immer gegeben, aber immer waren sie am „Felsen Petri" ohne wesentliche Erschütterung desselben abgeprallt. Darunter waren ja „Ketzereien" gewesen, die, wie z. B. die arianische, das lutherische und calvinische „Ketzertum" an Umfang und Zeitdauer übertrafen.

So kam es, daß man sich auf beiden Seiten über den furchtbaren Ernst der Sachlage täuschte. Die Ereignisse von 1546 bis 1552 waren weit davon entfernt, beide Parteien aus dieser Täuschung zu reißen; ja im Gegenteil, sie bestärkten sie darin. Der verhältnismäßig leichte Sieg über die Schmalkaldener und der ebenfalls ohne besondere Kraftanstrengung erfolgte Rückschlag befestigte in beiden Parteien die Überzeugung, daß es nur einer einigermaßen energischen Kraftentfaltung bedürfe, um dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen. Der Feind brauche nur zu sehen, daß man sich im Notfall vor dem Äußersten nicht scheue, dann werde er es gar nicht so weit kommen lassen. Auch mit dem Gedanken an eine Einmischung des Auslandes spielte man, aber wieder nur aus dem Grunde, weil man viel zu stolz war, um zu glauben, daß das Herz der uralten europäischen Vormacht jemals einen ausländischen Feind sehen werde. Die Spanier in Sachsen von 1547 zählten nicht mit, sie waren ja nur „im Gefolge" des Kaisers. Sparta brauchte keine Mauern, weil sie doch nie einen Feind erblicken würden. Jeder, der die Ereignisse von 1630—1648 vorausgesagt hätte, wäre als unpatriotischer Feigling verschrieen worden.

So lernen wir allmählich begreifen, wie man sich 1555 mit dem in sich unfertigen, unentschiedenen Augsburger Religionsfrieden beiderseits begnügen konnte. Man betrachtete ihn eben nur als ein vorübergehendes Interim, obwohl man in tausend und abertausend Reden und Schriften von seiner angeblichen „aeterna autoritas" sprach und schrieb. Schon der Umstand, daß man es fortwährend für nötig hielt, seinen Glauben an die „ewige Gültigkeit" desselben zu betonen und zu versichern, ist ein Beweis dafür, daß man diesen Glauben im innersten Herzen gar nicht hatte.

Wie hätte man auch einen Frieden für dauernd halten sollen, bei dem gerade über die wichtigsten Bestimmungen keine Einigung hatte herbeigeführt werden können. Der Ausschluß der Calviniſten, das reservatum ecclesiasticum, die declaratio Ferdinandea, die sog. „Freistellung" oder autonomia wurden von der einen Seite ebenso heftig gefordert als auf der anderen verweigert und bestritten. Daß man sich trotzdem bei dem „Frieden" beruhigte, erklärt sich eben nur daraus, daß man beiderseits gar nicht vorhatte, ihn auch auf die Dauer ernstlich zu halten, sondern ihn nur als einstweiligen Notbehelf betrachtete, mit dem man sofort aufräumte, sobald günstige Verhältnisse das gestatteten. Dies beweisen die fortwährenden Säkularisationen, die von den Protestanten auch nach 1555 noch vorgenommen wurden, die Ausbreitung des Calvinismus u. a. auf der einen Seite; und auch auf der anderen Seite zeigte das Schicksal Donauwörths, Aachens u. dgl., wessen man sich von den Katholiken zu versehen hatte, wenn sie sich stark genug fühlten, aus der Defensive in die Offensive überzugehen.

So rücken wir denn, wenn auch als Deutsche mit schwerem Herzen, zu der Erkenntnis vor, daß ein neuer, furchtbarer Kampf entbrennen mußte, ein Kampf auf Leben und Tod, in dem jeder der Gegner den letzten Nerv aufs äußerste anspannte, um den Feind niederzuzwingen. Und erst als man einsah, daß dies absolut unmöglich sei, konnte aus Sturm und Wetter, aus Schutt und Flammen, aus einem Meer von Blut und Tränen das geboren werden, was wir als eine der wichtigsten Kulturerrungenschaften der modernen Zeit betrachten können, Toleranz und Parität.

Daß dieser Kampf gerade auf deutscher Erde ausgefochten wurde, ist begreiflich. Auf und aus deutscher Erde war das Problem erwachsen. Auf deutscher Erde also mußte der neue Gedanke seine Lebenskraft und Existenzberechtigung erweisen oder — untergehen. So schmerzlich deshalb auch die Erinnerung daran für uns Deutsche sein muß, so stolz dürfen wir andererseits auch sein, daß gerade unser Volk dieses Opfer auf dem Altar der Menschheit niederlegen durfte.

Dieser Kampf nahm aber einen eigenartigen Verlauf. Es war nicht, wie man hätte erwarten sollen, ausschließlich ein Kampf der vereinigten Protestanten gegen die Katholiken, sondern merkwürdigerweise zugleich auch ein Kampf der politisch im Reich immerhin noch verbundenen Katholiken und Lutheraner gegen den beiden gleich verhaßten Calvinismus.

Wie es zu diesem aufs höchste überraschenden Partei- und Frontwechsel kam, wollen wir im folgenden entwickeln. Natürlich stützt sich diese Entwicklung auf das bereits anderweitig vorliegende Material; wir werden aber sehen, wie sich die Verhältnisse in der polemischen Literatur widerspiegeln.

Zweites Kapitel.

Die orientierende Flugschrift „Status turbatus".

An die Spitze unserer Einzelausführungen wollen wir eine Flugschrift stellen, die so recht geeignet ist, uns in medias res zu führen; es ist dies der sogenannte „status turbatus".[1]) Er erschien anonym im Herbst 1613 nach dem gesprengten Reichstag und vertrat den katholischen Standpunkt, war somit nicht unparteiisch. Aber in der Zusammenstellung der nackten Tatsachen war er sehr geschickt und scharf, dabei verhältnismäßig objektiv und ohne alle Schimpfereien. Der Eindruck war allseits ein so ungeheurer, daß die Korrespondierenden (Unierten) glaubten, diese Vorwürfe nicht auf sich sitzen lassen zu dürfen, sondern offiziell dagegen Stellung nehmen zu müssen.

---

[1]) Turbatus || Imperii Ro- || mani Status, E- || iusque origo et || causa.|| Hoc est: || Informatio Cir- || ca Praesentes Impe- || rii Discordias, Ea- || rumque Authores. || . . . Anno MDCXIII. 8°. 60.*)

*) Die einfachen römischen Ziffern — soweit sie nicht Jahreszahlen sind — bedeuten die nichtpaginierten Blätter, die einfachen arabischen die paginierten Seiten.

Aus Anlaß nämlich des mißlungenen „Santischen Vergleichs“[1] vom Jahr 1614 beschlossen die Unierten, einen Unionstag in Nürnberg zu halten. Die Teilnehmer waren zwar alle nur durch Gesandte vertreten;[2] doch wurde die Versammlung durch französische, englische, dänische und holländische Gesandte ansehnlich gemacht.[3] Gelegentlich dieses Unionstages beschlossen die Unierten unter anderem auch, gegen einen neuerlich herausgekommenen Traktat de causis turbati imperii durch eine öffentliche Gegenschrift Stellung zu nehmen. Dieser Traktat war eben die oben genannte Flugschrift. Sie wird in vielen Flug- und Streitschriften immer wieder zitiert und zwar von Freund und Feind. Auch Häberlin, der sonst auf die Flugschriftenliteratur gar nicht eingeht, erwähnt diesen Traktat,[4] wenn er ihn auch offenbar nicht gelesen hat. Bei der großen Wichtigkeit wollen wir auf den Inhalt etwas genauer eingehen.

[1] Näheres bei Häberlin-Senkenberg Bd. XXIII. 739—741.

[2] Meteren Bd. II Buch XXXI. 437.

[3] Khevenhüller VIII. 762.

[4] Häberlin bemerkt bei Besprechung des Nürnberger Unionstages in einer Fußnote: „Vermuthlich ist dis der sogenannte turbatus imperii status eiusque . . . ., den ich als Anhang eines anderen Traktats: Informatio de famoso negotio compositionis dissidentium inter se principum ac statuum S. J. R. Cossmopoli ex typogr. Justiniana 4° besitze. Beide sind voll der unanständigsten Ausdrücke gegen die Protestanten. Letztere besitze ich auch teutsch, unter dem Titel: Information ꝛc. ꝛc. Ohne Orts-Anzeige 1616. 4°.“ Hiezu bemerke ich folgendes: Das von Häberlin erwähnte Original habe ich auch in der Hand gehabt und benützt. Es findet sich Bm (Münchener Staatsbibliothek) unter der Signatur J. pub. G. 612. Daß beide Traktate voll der „unanständigsten Ausdrücke gegen die Protestanten seien“, ist nicht wahr. Es findet sich nicht ein einziges Schimpfwort. Häberlin hat geflunkert. Entweder hat er die Notiz nur aus zweiter oder dritter Hand bekommen, hat also die beiden Traktate nicht, wie er sagt, „besessen“, oder er hat sie zum mindesten nicht gelesen, weder die lateinischen noch die deutschen Ausgaben. Letztere stammen aus den Jahren 1614 und 1615. „Warhafftter kurtzer bericht wie wann u. durch wen . . .“ und „Kurtze doch gründtliche Anzeig u. Unterricht woher . . .“ Vergleiche hiezu Krebs, „Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des 30jähr. Krieges“ 87, 209.

Inhalt: Daß die letztverflossenen Reichstage einen so beklagenswerten Ausgang genommen haben, daran wird niemand Schuld haben wollen, da jeder, seine eigene Treue gegen Kaiser und Reich preisend, die Schuld auf die anderen schiebt. Damit nun aber die Einfältigen nicht getäuscht und besonders die dem Reich benachbarten Fürsten (!) nicht irregeführt werden, sollen die letzten Reichstage beschrieben werden. Zum Verständnis ist vorauszuschicken, daß die jetzigen Streitigkeiten im Reich ihren Anfang nahmen, als die Sekten eindrangen, und mit der Religion auch die Gemüter der Stände verwirrt wurden. Vorher bestand sowohl Einigkeit im Glauben als auch einheitliche Auffassung der Gesetze, wobei noch jeder gerecht und unparteiisch gerichtet wurde. Dann kamen durch und nach Luther Übertretungen der Reichstagsabschiede trotz der Gegenbemühungen Karls V. und Ferdinands I. Durch das Zugeständnis der Glaubensfreiheit an die „Augsburger Confessionsverwanden" suchte man den Frieden herzustellen und verlangte nur Gesetze zum Schutze der Katholiken und ihrer Besitzungen. Trotz des Entgegenkommens der Kaiser und Katholiken „seyndt alle Mittel in Brunnen gefallen vnnd haben kein fortgang im wenigsten gehabt", wegen der Unersättlichkeit der Protestanten und ihres mangelnden guten Willens. Folgt ein ausführlicher Auszug aus dem Religionsfrieden, „cuius cum sit aut esse debeat aeterna autoritas" (!).

Die Katholiken haben diesen Frieden ehrlich gehalten und sind einer Verletzung weder angeklagt noch überführt. Die Protestanten dagegen haben im grellen Widerspruch mit dem klaren Wortlaut desselben sechzen Stifter und elf Abteien — werden alle namentlich aufgezählt — eingenommen und sich dabei von Leuten wählen lassen, die als Ketzer zur Wahl gar nicht mehr fähig waren. Sie nehmen abgefallene Priester und entsprungene Mönche auf und schützen sie im widerrechtlichen Genuß ihrer Pfründen. Wie vor 1555 suchen sie die Klagen der Katholiken zu vereiteln oder „in aeternum sistere". Sie bewirken die Einstellung der Visitationen, indem sie die Zuziehung des „Administrators von Magdeburg" verlangen, obwohl sie genau wissen, daß dies die

Katholiken aus prinzipiellen Gründen nicht zugestehen können. Um eine ihnen ungünstige Entscheidung des „4 Klosterstreits“ zu verhindern, haben sie den Deputationstag 1601 ganz vereitelt.

Zwei Wege bleiben den Katholiken, um Gerechtigkeit zu erlangen, und darauf bestehen sie noch jetzt, der Reichshofrat und der durch Einhelligkeit oder Mehrheit entscheidende Reichstag. Aber die Unierten bestreiten die Jurisdiktion des Kaisers über die Stände und deren Untertanen, und wollen ihm nur eine mit dem Kammergericht konkurrente Jurisdiktion zugestehen, und da nur in Lehenssachen und bei Landfriedensbruch „paribus et curiae et religionis assessoribus“. Die Reichstage sprengen sie durch Obstruktion. „Sed ut agonizantibus vires concrescunt, ita Catholici interitum cognoscentes pro aris et focis evigilandum esse ducunt. His assistunt aliqui quoque laudabiles (!) Imperii Augustanae confessionis status, qui huius consilii — die Reichsverfassung umzustürzen — pertaesi, rem ut decet accuratius expendunt et patriae interitum adversantur et dolent.“

Nach dem Religionsfrieden ist im Reich keine Konfession gestattet außer der katholischen und der Augsburger. „Haec Augustana confessio paucissimos in Imperio habet asseclas, qui tamen pacis et aequitatis amantiores benevolentiam quam Catholicis exhibent, ab ipsis quoque experiuntur.“ Aber die von der Augsburger Konfession abgefallenen (!) Calvinisten wollten durch die auf dem Reichstag 1608 verlangte Neubestätigung des Religionsfriedens nur bezwecken, daß sie als eingeschlossen betrachtet und ihnen die seit 1555 widerrechtlich eingezogenen Pfründen preisgegeben würden. Da ihnen das die Katholiken und Lutheraner nach dem Wortlaut und Sinn des Religionsfriedens nicht zugestehen konnten, sprengten die Calvinisten den Reichstag, bestritten die Verbindlichkeit der Mehrheitsbeschlüsse für sie auch in allgemeinen Reichsangelegenheiten — wie Türkenpfennig, Reichsjustiz u. dgl. — und drohten mit offener Gewalt. Sie schlossen dann eine Union und suchten durch Hinweis auf das Schicksal Donauwörths die Reichsstädte um ihres Geldes willen zum Beitritt zu bewegen. Der von

dem neuen Kaiser Matthias zur Ordnung der Verhältnisse berufene Reichstag 1613, von den Katholiken und Lutheranern in der besten Absicht beschickt, endete genau so wie der von 1608.

„Hic status est, quem hodie Romanum Imperium olim omnibus admirandum obtinet; hae sunt miseriae, hae calamitates. . . .“ Die Verantwortung fällt lediglich auf die Korrespondierenden. Dies sagt ihnen auch ihr eigenes Gewissen. Denn sie bestreiten z. B. gar nicht die juristische Berechtigung der katholischen Forderung auf Rückgabe des seit 1555 eingezogenen Kirchengutes, sondern erklären sie aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen für undurchführbar. Sie verlangen gütliche Einigung oder richterliche Entscheidung. Bei der ersteren aber stellen sie unerfüllbare Forderungen, die letztere machen sie unmöglich, indem sie deren Verbindlichkeit bestreiten. Eine compositio wäre also nur möglich, wenn die Katholiken wiederum bedingungslos nachgeben würden, wie es schon 1552 und 1555 der Fall war. Daß dies wiederum der Fall sei, möge Gott verhüten. — Soweit der Inhalt.[1])

Wir sehen also in nuce die Verhältnisse vor uns, allerdings in katholischer Beleuchtung. Auf der einen Seite die Katholiken, die über fortwährende Verletzungen des Religionsfriedens klagen. Auf der anderen Seite die nach der damaligen Auffassung extremradikalen Calvinisten, auch Unierte oder Korrespondierende genannt, welche, nach dem Wortlaut des Augsburger Religionsfriedens in ihrer Existenzberechtigung bedroht, rücksichtslos Obstruktion treiben müssen und, um ihre Existenz- und Gleichberechtigung zu erzwingen, sich nicht davor scheuen, das ganze Reichsjustizwesen, Reichssteuer-

[1]) Die oben erwähnte, auf dem Nürnberger Unionstag beschlossene offizielle Gegenschrift konnte ich nicht finden. Es liegen zwar eine große Anzahl calvinischer Schriften aus den Jahren 1614 und 1615 vor, von denen auch mehrere auf den status turbatus Bezug nehmen und dagegen polemisieren; eine als offiziell bezeichnete, die auf den Nürnberger Tag anspielte, ist nicht dabei. Die im status angeführten nackten Tatsachen ließen eben eine offizielle Widerlegung nicht recht zu; deshalb versuchte man es vielleicht auch gar nicht.

wesen und Reichskriegswesen, was bei der drohenden Türkengefahr ganz besonders wichtig war, lahmzulegen. Zwischen beiden eine vermittelnde Partei, die Lutheraner, die zwar auch die Gültigkeit des reservatum ecclesiasticum bestreiten, dafür aber am Ausschluß der Calvinisten eifrig festhalten und auch ihre sonstigen Pflichten als Reichsglieder treulich erfüllen wollen und auch erfüllen. Auf welche Seite diese lutherische Mittelpartei, geführt von Chursachsen, sich bei einem tatsächlich ausbrechenden Kampf stellen würde, das war eben die große, alles entscheidende Frage der Zeit.[1])

Gehen wir nun einen Schritt weiter und fragen wir uns, woher eigentlich die an sich kleine und unbedeutende Unionspartei, geführt von Churpfalz, den Mut zu einer so rücksichtslosen Obstruktionspolitik nehmen konnte, so finden wir zwei Dinge, auf die die Calvinisten bauten. Das erste war der ihnen unüberbrückbar erscheinende Gegensatz zwischen Katholiken und Lutheranern, der wie sie glaubten und hofften, eine Einigung zwischen beiden unmöglich machte; das andere war der Gegensatz innerhalb der Katholiken selbst, der zwar nach außen hin möglichst geheim gehalten wurde, aber natürlich Freund und Feind wohl bekannt war und eine Aktion der Katholiken im großen Stil zu hemmen schien. Wenden wir uns zunächst dem ersteren zu.

[1]) Schon im Oktober 1610 hatte man in anbetracht der oben geschilderten Verhältnisse den ernsten Versuch gemacht, ein katholisch-lutherisches Bündnis zu stande zu bringen. Bayern, Mainz, Cöln auf der einen, Chursachsen, Coburg, Braunschweig auf der andern Seite wären bereit gewesen, auf einem nach Würzburg anberaumten „Tag“ einen „Bund zur Verteidigung der Reichsverfassung“ abzuschließen. Aber die Unberechenbarkeit und Unzuverlässigkeit des geisteskranken Rudolf II. machten den sächsischen Churfürsten Christian II. wieder unschlüssig, und so zerfiel das Projekt wieder im April 1611. Näheres bei Wolf, Maximilian, III. 21 ff. Ritter, Politik ꝛc. 88. Häberlin-Senkenberg XXIII. 338 ff. Jannssen V. 609—611.

Drittes Kapitel.

Der Gegensatz zwischen Katholiken und Lutheranern.

Dieser Gegensatz war natürlich so alt, wie die Reformation selbst, und das Alter — also schon fast hundert Jahre — hatte ihm an Schärfe nichts genommen. Der Generalstab der katholischen ecclesia militans bestand damals größtenteils aus Jesuiten; ihr Hauptquartier war Ingolstadt, München oder Mainz; die Rufer im Streit waren Jakob Keller, Konrad Vetter, Adam Contzen, Martin Becan u. a. SS. JJ. Die habsburgischen Erblande hielten sich vom Streit auffallend fern. Matthias, beherrscht von Khlesl und Geitzkofler, trat in die Fußtapfen seines Vaters und Bruders; er wollte keinen Streit. Auf der anderen Seite scharten sich die lutherischen Kämpfer um die Neuburger, Württemberger und sächsischen Theologen. Einer der Hauptführer war Jakob Heilbrunner, unterstützt von seinem „Tochtermann" Zeämann, beide Neuburger; außerdem halfen wacker die Württemberger Andreas und Lucas Osiander und die Sachsen Georg Mylius, Polycarp Leiser sen.,[1] Matthias Hoë und Leonhard Hutter u. a., lauter altbewährte Kämpen.[2] Auf beiden Seiten sehen wir also nur kampferprobte Helden, die schon manche brave Klinge geschlagen[3] und manche mehr oder minder ehrenvolle Narbe davongetragen hatten.

Der Grund, warum gerade im Jahre 1614 der Kampf zwischen Lutheranern und Katholiken wieder aufloderte, nachdem sie sich doch bei den letzten Reichstagen so gut vertragen hatten,

[1] Leiser senior starb bald; sein gleichnamiger Sohn wurde später ein eifriger Befürworter des Bundes zwischen Lutheranern und Katholiken (siehe unten).

[2] Vergleiche hiezu die verschiedenen Ausführungen bei Stieve im IV. und V. Band seiner „Briefe und Acten", sowie Janssen V. 311—557.

[3] Vergleiche unter anderen Quellen Stieve, „Briefe und Acten" Bd. IV u. V an mehreren Stellen, z. B. Bd. IV. 144—159, V. 320—348 u. 588 bis 613 u. a.

lag im Jülicher Handel. Wie sich Churbrandenburg dem Calvinismus zuneigte, anscheinend um die Unterstützung der Union und der Holländer zu gewinnen, so heiratete bekanntlich Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg die Schwester Maximilians, Magdalena, und trat zur katholischen Kirche über. Wenn man die Konversion auch anfangs geheim hielt, um den alten Vater Wolfgang Wilhelms zu schonen, so konnte dies doch weder Freund noch Feind täuschen. Denn daß Max seine Schwester keinem „unbußfertigen Ketzer" gegeben habe, war selbstredend; auch konnte Wolfgang Wilhelm die Unterstützung der Liga nur um diesen Preis erkaufen. Da nun Neuburg unter Umständen Erbaussichten auf Churpfalz bekommen konnte, so erschien die Sache beiden Teilen als höchst wichtig.

Den ersten Hieb tat Heilbrunner, der als Neuburger Hofprediger von dem aus politischen Gründen erfolgten Übertritt sich ins Herz getroffen fühlte, indem er 1614 die dritte Auflage seines 1607 erschienenen „Uncatholischen Papstumbs"[1]) herausgab. Die erste Auflage war erschienen als Antwort auf die 1606 in Ingolstadt herausgegebene „Erschreckliche Ausrauschung der augsburger Confession" anonym.

Daß die gerade jetzt erschienene dritte Auflage auf Wolfgang Wilhelms Konversion gemünzt war, ist klar; dafür war ja der Inhalt ganz geeignet. Nachdem H. auf das Regensburger Kollegium von 1601 Bezug genommen, widerlegt er die päpstliche Lehre von der Rechtfertigung und sucht nachzuweisen, daß allein die lutherische Lehre schriftgemäß und rein katholisch im Sinne der Ur- und Apostelkirche sei. Dann behandelt er die Lehre von den

[1]) Uncatholisch Papstumb | das ist || Gründtliche || Augenscheinliche Erweisung auß GOttes Wort, dann | auch auß den alten Patribus, Concilijs, Kirchenhistorijs, | theils auß dem Jure Canonico, daß die Päpstische Lehre nnnd vermeinte || GOttesdienst / mit nichten: hingegen aber die Evangelische Religion Augspurg. || Confession, gut Catholisch, Christlich nnnd || Apostolisch sey. . . . Auffs New fleissig uberseben / nnnd jetzt zum dritten mahl || Getruckt zu Laugingen || Anno MDCXIV. 2°. XI. 791.

guten Werken, vom Fasten, Mönchsorden, Buße, Fegfeuer, Ablaß, Messe, Fronleichnam, Anrufung der Heiligen, Marienkult, Gelübde, Bilderdienst, Reliquiendienst, Abendmahlslehre, Anzahl der Sakramente, Weihwasser, Predigt in der Muttersprache, freie Bibelforschung u. s. w. Der Papst ist der Antichrist. Die Papstkirche ist nicht immer im Besitz der reinen Lehre gewesen. Nur die Schrift hat Autorität, nicht die Tradition. Die Prädikanten sind ebenso vollberechtigte und berufene Diener am Wort wie die katholischen Priester. Das Zölibat ist unnatürlich und schriftwidrig u. dgl.

Der Ton Heilbrunners ist durchweg sachlich und maßvoll, wenn auch zuweilen scharf und bestimmt. Auch die von den Württemberger Theologen geschriebene erste Vorrede (A. Osiander) ist zurückhaltend und mäßig. Aber der Ton der von den hitzigen churſächsischen Theologen geschriebenen zweiten Vorrede (Pol. Leyser und Georg Mylius) sticht merklich zu seinen Ungunsten davon ab. Die katholische Kirche ist hier „eyn schendlich cadaver, so von dem hellischen Geist getrieben wird, und das Christus als eyn stinckend Aaß verwerffen wird in den Fewrigen Pfuel, der mit Schwefel brennet vnd werden gequellet tag vnnd nacht, von ewigkeit zu ewigkeit"; die Jesuiten sind „futuri devoratores des Junckher Pabst, des leibhafftigen Occidentalischen Antichrists". „Babylonische Hure" und „Jesuitergesindel" reihen sich würdig an. „Der Orientalische Mahometische Antichrist Gog Magog, der Türck, vnnd der Occidentalische Antichrist, der Mensch der Sünden vnnd das Kind des Verderbens, der Pabst zu Rom, seynd zwen unächte Zwillinge/ welche der Teuffel an eym tag ausgebrüttet", was klärlich hervorgeht aus der „heimlichen Offenbarung Johannis". Interessant ist, daß die Calvinisten mit den „Jesuitern" in einen Topf geworfen werden.

Daß gerade damals von Neuburg ein solches Buch[1]) ausging, erregte natürlich großes Aufsehen, und die Katholiken konnten

[1]) Wie aus der Polemik Kellers hervorgeht, erschien noch eine 4. Auflage des „Uncatholischen Papstumbs" in Coburg.

dazu nicht schweigen. Auf den Plan eilte Jakob Keller mit seinem „Catholischen Pabstumb“,[1]) ebenfalls noch 1614 erschienen; also für die kurze Zeit eine sehr respektable Leistung. Keller widmete den ersten Tomus dem Herzog Max, den zweiten dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm direkt; man sieht also, daß er es damals schon wagen durfte, öffentlich an ihn heranzutreten.

Keller geht von dem Grundsatz aus: „Literae sacrae a Praedicantibus vertuntur, obvertuntur, pervertuntur. Nos autem stamus in Sancta Petra.“ Heilbrunner ist auf vielen „criminibus falsi“ und zwar „in flagranti delicto erdapt“. Nun soll man wohl „eim irrenden Schäflein das Saltz fürhalten vnd mit güte zeuchen“, aber über die Prädikanten, welche die Seelen ins Verderben führen, soll man „mit dem schürpfhobel wischen vnd die starcken scheiten hinaußstossen“. . . „Es ist der Spahn fürnehmlich nit dieß, ob das oder das die h. Schrift seye: sondern ob der Ort oder der recht verstanden werde.“ Auf die Väter soll allerdings eingegangen werden; aber Heilbrunner hat sie teils entstellt, teils mißverstanden. Auch die Väter haben manches gelehrt, was „nit in der Bibel enthalten, auch nit per bonam consequentiam evidenter darauß gezogen werden kann“. Also besteht die Tradition zurecht, solange sie nicht ausdrücklich von den Vätern als Ketzerei erklärt wird. — Sonst

[1]) Catholisch Papstumb. || das ist: || Grundtlicher Augen= || scheinlicher Beweiß/ daß allein die Römi= || sche Päbstische Lehr gut/ alt/ Catholisch || vnd Apostolisch seye. || Wider || das von den Newpfältzischen Predican= || ten zusamen getragene: von Jacob Hailbrunnern be= || schribne; Uncatholisch Papstumb intitulirte; von hohen= || Schulen zu Leipzig/ Wittenberg/ vnd Tübingen; Wie auch von zweyen || fürnemmen Consistorien Dreßden vnd Stuedgarten, mit Fleiß durchlesene || wol erwogne eynhellig approbirte, vnd in gemeine defension || vnd Beschützung angenomne Buch. || Darinnen eine große Anzahl mancherley sowol in || der heiligen Schrift/ als in den concilijs, heiligen Vättern || Kirchenhistorijs vnd anderen Scribenten begangner ver= || fälschungen/ grober Unwarheiten/ vnd betriegerischer Kunststücklen klärlich ent= deckt/ vnd widerlegt || durch Jacobum Keller S. J. München. MDCXIV. 2°. Tom. I. XXXIII. 799. Tom. II. XLV. 888.

schließt sich der Gedankengang Kellers genau an den Heilbrunners an.

In einer Widmung an Heilbrunner knüpft Keller an das Religionsgespräch an, das gelegentlich des Hochzeitsfestes Magdalenas am 16. November 1613 in München stattgefunden hatte. Dabei hatte Keller dem Heilbrunner viele „crimina falsi" nachgewiesen. Der Einwurf Heilbrunners, daß die Katholiken die patres gefälscht hätten, ist „unerhört und unwahr". Bibelauslegung ohne eine unfehlbare Autorität ist „lächerlich" (!), da der dunkle Sinn der Bibel oft mehrerer Auslegungen fähig ist. Im Interesse seines Seelenheiles möge sich Heilbrunner bekehren.

Sieht man von allem Persönlichen ab und läßt unbefangen das rein Sachliche auf sich wirken, so kann man sich des Gefühls nicht ganz erwehren, daß Keller dem Heilbrunner einigermaßen überlegen ist. Der Grund beruht aber durchaus nicht etwa in der größeren Disputierkunst Kellers; er liegt tiefer. Die werbende Kraft der Reformation lag für die damalige Zeit größtenteils in der reinen Negation. Sie wurde vielfach begrüßt als erster Schritt zur Befreiung von dem der Menschheit auferlegten tatsächlichen oder vermeintlichen Geistesjoch. Sobald aber die Reformation in den Protestantismus (protestari — bezeugen) überging, gab sie den größeren Teil ihrer besten Kraft preis. So war schon der 25. Juni 1530 für die Reformation kein besonderer Glückstag, besonders wegen der schroffen Abwehr gegen den zwar radikaleren, aber vom reformatorischen Standpunkt aus viel konsequenteren Zwinglianismus. Wie kann man einerseits freie Schriftforschung proklamieren und die Gläubigen sofort wieder auf Dogmen (Augsburger Konfession, Konkordienformel u. s. w.) festlegen? Wie kann man die Autorität so vieler leugnen (patres, Konzilien), und dafür die Autorität einiger weniger (Luther, Melanchthon) setzen? An diesen nicht ganz wegzuleugnenden inneren Widerspruch knüpft Keller an, und daraus erwächst eine gewisse logische Überlegenheit.

Zunächst ging der Streit natürlich weiter. Obwohl man längst hätte einsehen können, daß colloquia gar keinen Sinn haben,

da die Streitsteile in der Regel von entgegengesetzten Prinzipien ausgehen und sich im übrigen nicht überzeugen lassen, sondern umgekehrt überzeugen wollen, veranstaltete man doch wieder eines, noch dazu unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen selbst vom 23. Juni bis 1. Juli 1615 in Neuburg. Natürlich mußte das colloquium ergebnislos abgebrochen werden; ebenso natürlich schrieben sich beide Teile den Sieg zu. Keller tat das in einem von ihm veröffentlichten „Protokoll".[1]) Da nun Heilbrunner öffentlich behauptete, daß dies Protokoll nicht wahrheitsgemäß sei, entspann sich zwischen beiden noch ein erregter Briefwechsel, in welchem sich beide zu immer heftigeren Schmähungen hinreißen ließen; Keller behielt auch hier das letzte Wort. Heilbrunners Stellung war nämlich nach der Konversion Wolfgang Wilhelms in Neuburg unhaltbar geworden durch die Intriguen der Jesuiten. Hochbetagt und kränklich mußte er zum Wanderstab greifen und fand endlich einen Platz für sein müdes Haupt beim Herzog von Württemberg. Da er bei solchen Verhältnissen wenig Zeit und Lust zu literarischer Polemik hatte, so wollte er zunächst die Sache auf sich beruhen lassen. Keller aber, wenn auch weniger aus sachlichen, als persönlichen Gründen, veröffentlichte diesen Briefwechsel, wenigstens teilweise,[2]) allerdings subjektiv gefärbt.

Keller an Heilbrunner: In meinem Buch verfolgte ich den Feind meiner Kirche; jetzt erstrebe ich Eurer Seele Seligkeit. „Ewer

[1]) Protocollum || deß Colloqij, so diß || MDCXV. Jar/ zu Newburg an der || Donaw/ zwischen Jacob Keller/ der Societet || Jesu Theologo/ vnd D. Jacob Heilbrunnern/ Weyland Newburgischen Hofprediger/ vber etliche hochverweiß- || liche verfälschte Oerter seines Buchs || welches er das Uncatholisch Bapstumb inti- || tulirt/ offentlich gehalten worden .... M ... (Blatt lädiert) 4°. XI. 107.

[2]) Drey Sendschreiben || So zwischen Jacob Keller || der Societet Jesu Theo-l || ogo, Und || D. Jacob Hailbrunner/ Wayland New- || burgischen Hofprediger/ von ihrem newlichen || Colloquio, wegen der geschribnen Bücher von || dem Bapstumb/ sein in Latein gegen || einander abgegangen; || Jetzund aber zu lieb allen Guthertzigen ingemain || auß dem Latein in die Teutsche Sprach/ trewlich versetzt. || München. MDCXV. 4°. 43.

Nam vnnd reputation ist auch bei den ewrigen sehr geschwechet worden." Heilbrunner möge die vielen Seelen bedenken, die er verführt hat und verantworten muß; er solle sich rechtzeitig bekehren. (Heilbrunner war nämlich krank.)

Heilbrunner an Keller: „Gar unzeitig singt ihr den Triumpf vor dem sige. Der sich gürtet, soll sich nicht rühmen, als der sich abgürtet. Es ist noch nit aller täg abend." Um sein Seelenheil brauche sich Keller nicht zu kümmern. „Beläftiget mich hinfüran mit ewren Briefflen nit mehr, sondern wartet mit Gedult, biß ihr ein offentlich antwort empfahet." . . .

Keller an Heilbrunner: „Dieweil ich euch gantz freundtlich hab zugeschriben, so hab ich auch von euch einer beschaidnen vnd freundtlichen antwort erwartet. Bin aber betrogen worden . . . Dieweil ich euch ein falsarium, als ein verfälscher der Schrifften offentlich gescholten vnnd hiemit noch thue; so bitt ich euch, ihr wöllet solchen Schandfleck durch ein Rechtlichen Proceß von euch ablegen. Wann ihr euch solches zu thun getrawet, wil ich allenthalben berait vnd unerschrocken erscheinen."

Heilbrunner, der unterdessen durch die Güte des Württemberger Herzogs Abt zu Bebenhausen geworden war, hätte nun aus den oben angeführten Gründen wiederum geschwiegen. Aber Keller ließ ihm keine Ruhe. So veröffentlichte er denn 1616, als er von der schweren Erkrankung Heilbrunners erfuhr, in roher, taktloser Weise eine „Letzte Oelung"[1] seines Gegners, die er in wenig geschmackvoller Weise der Pfalzgräfin Magdalena, Wolfgang Wilhelms Gemahlin, widmete. Er gab darin dem kranken Heilbrunner den wohlgemeinten Rat, vor seinem „letsten nickerlein der vilen sünd zu gedencken/ sonderlich die in sein Büchern/ sie zu bereuhen vnd bewainen beichten vnd widerrueffen . . ." sonst werde er „lotsieren bey dem/ der ab initio mendax ist".

Heilbrunner starb aber damals glücklicherweise noch nicht,

[1] Letzte Oelung/ Jacobi Heilbrunneri/ Bei welcher grosser solennitet ein grosse Anzahl || Liechter oder Sternen leuchten/ . . . . Durch Jacobum Keller S. J. München MDCXVI. 4°. X. 283.

sondern wurde vorübergehend wieder gesund, so daß er seinem taktlosen Gegner antworten konnte. Es geschah dies 1617 in einer „Ableinung [1]) der Oelgötzerey". Auf Kellers „lesterliches, gifftiges, hochverdambliches KatzenGeschrey" weist Heilbrunner nach, daß Kellers „Letzte Oelung" eine „mit allerhandt Gifft durchspickte/ Oelgötzische/ vnzeitige Salb vnd Wagenschmier seye", und daß die „Jebusiten" seine Schriften absichtlich entstellt und nur zusammenhangslose Stellen „ausgewület/ beschmeißt/ angebellet/ allermassen wie die Säwe in ein RubenAcker zu thun pflegen". Wenn ihm Gott das Leben schenke, werde er auf die „geschorne platte der Münchener Oelgötzen" in einer „ferneren gründtlichen Offenbarung" einen „laußguß geben/ der etwas mehreres gespickt vnnd geschärpfft seyn soll".

Da aber Heilbrunner bei seinem Alter und seinem Gesundheitszustand sich dazu nicht mehr kräftig genug fühlte, zog er seinen Schwiegersohn Zeämann, Professor in Lauingen, bei. Dieser war schon früh von seinem Schwiegervater in die Kunst der Polemik eingeführt worden und hatte bereits erfreuliche Proben seines Könnens abgelegt. So hatte er unter anderem 1614 ein geschicktes Buch „Carnificina" [2]) geschrieben, in welchem er alle Schriften zusammenfaßte, die seit 1606 gegen die „spontanea flagellatio" und sonstige Werkheiligkeit der Jesuiten geschrieben worden waren. Interessant war an dem umfangreichen Werk vor allem, daß es dem Freiherrn Georg Heinrich Perger v. Clam, k. Hofrat von Oberösterreich, gewidmet war. Da dies ein eifriger Anhänger der Khlesl- und Geitzkoflerpartei war, so zeigt dies, wie sich die Lutheraner mit diesen „Altkatholiken" zu befreunden suchten, um

[1]) Ableinung | der Kellerschen Oelgötzerey/ oder letsten Oelung |. vnd Außleschung der darbey angezündten | Liechter. „ Das ist: || Wolgegründte Augen- | scheinliche Uberweisung/ daß Jacob Keller/ Münchischer Suit/ eines frechen/ vnverschampten | Calumnianten vnd falschen Zeu- || gen Stell vertretten || . . . durch Jacob Heilbrunnern . . Tübingen 1617. 4°. I. 244.

[2]) Carnificina Esavitica . . . Authore Georgio Zeämanno . . . Wittenbergae 1614. 8°. XX. 899.

mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Jesuiten zu machen, ein Gedanke, der von ihrem Standpunkt aus sehr klug war. Jetzt vereinigten sich Schwiegersohn und Schwiegervater und verfaßten gemeinschaftlich die oben angekündigte „fernere gründtliche Offenbarung“ [1]), in welcher der dem Keller versprochene „laußguß“ allerdings ziemlich reichlich und gründlich ausfiel. Das Buch war dem neuen Landesherrn Heilbrunners, dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg gewidmet, „einem Christlichen Fürsten, bey dem die exules eyn asylum vnd refugium haben“. Das aufsehenerregende Werk zerfiel in zwei tomi, von denen der erste kleinere gemeinschaftliche Arbeit, der zweite größere, auch Apologie genannt, aber fortlaufend paginiert, von Zeämann selbständig geschrieben war.

„Daß die Jebusiten böse Menschen seyen von zerrütten Sinnen, mit denen es je lenger je erger wird, erscheint aus jhren theyls auffrührischen, theyls ungeräumten, unchristlichen, gottlosen, närrischen, theyls hievor in der Christlichen Kirchen unerhörten dogmatibus et paradoxis, verwunderlichen Newen Lehrpunkten, die sie biß dato auff die Bahn gebracht . . . . Sie seynd eine straff vnnd flagellum orbis Christiani . . . Weil dieses Ungezifer sich je lenger je mehr mehret vnnd wie der krebs umb sich frist, sollen Christliche Obrigkeiten wider die Jesuiterische praktiken wacht halten.“ Noch schärfer ist die Apologia gehalten. Nach ihr sind die Jesuiten „eine vom Teuffel gezeugte Phariseische Brut vnd Ottergezücht, so deß allerheiligsten Nahmen JESU zu ihres Ordens Titul mißbraucht“. Da sie die Evangelischen aus der Schrift nicht widerlegen können, wollen sie dieselben vertilgen, wie unter anderen auch der Jesuit

[1]) Fernere Gründtliche Offenbarung deß Uncatholischen Bapstumbs | Wider Jacob Kellers | Münchischen Jebusiters zusammengeflickten Kettlesmantel | den er das Catholisch Bapstumb intituliert. | Darinnen eine grosse anzahl Jebusitischer, betrüglicher Kunststückl / verfälschung Jrrthumb / Unwarheit / Ungeschicklichkeit ꝛc. | klärlich entdeckt vnd widerlegt . . . . Durch Jacob Heilbrunnern . . . . vnd Georgium Zeämann . . . . Franckfurt am Mayn. MDCXVII. 2°. Tom. I. XIII. 181. Tom. II. (Apologia) XXI. 182—582.

Christoph Rosenbusch[1]) öffentlich gesagt hat: „Haeretici sunt comburendi". Überdies ist es ihnen nicht einmal um die katholische Religion zu tun, „sondern am meist umb jhr eigen Interesse vnd Einkommen, sintemal sie gern in trüben Wassern fischen, vnd sub religionis praetextu als die ranae Apocalypticae alles auffzufressen gewehnt sind: Wie dann auff Stund viel gut Römisch Catholische (!) gefunden werden, welche mit disen newen München ihres unersettlichen Ehr- vnd Geltgeitzes, auch unauffhörlichen Practicirens halben vbel zufriden . . . Als hat der Sathan dise newe Kleider vnd Tüncher, die er ime zu seim letzsten Stichblat gespart, erweckt, daß sie das gefallen theyl der Römisch Babel wieder auffrichten . . . . Solch jhren vermeinten Triumpff haben auch viel Sycophanten, Britschenmeister vnd Lottersbuben mit vielen Famos: vnd Schandliedern jnen beim Pöfel bestettigen helffen." u. s. w.

Aber Keller ließ nicht locker. Als er zu merken glaubte, daß sich Heilbrunner ärgerte und die Ruhe verlor, zog er die Sache ins Komische und veröffentlichte zu beginn des Jahres 1618 einen „Todtschwaiß Heilbrunneri".[2]) Er stellt in geschmackloser Weise die ganze Aufregung Heilbrunners, wobei er Zeämann vollständig ignorierte, als Anzeichen der beginnenden Agonie hin und zählt dann auf drei engbedruckten Quartseiten alle Schimpfworte und „Ehrentitul" auf, mit denen ihn Heilbrunner belegt hat. Er zieht sie sodann ins Lächerliche und schließt schlau weiter, Heilbrunner müsse eine schlechte Zuversicht auf die innere Wahrheit seiner Sache haben, wenn er sich nur noch mit persönlichen Schimpfereien zu helfen wisse. Dann unternimmt Keller eine „Außsteuberung des altersschwachen Predicantengeschwätzes". Keller ist zwar im Ton noch weniger fein als Heilbrunner, aber er ist jünger, gesünder und geistig noch flinker; er bleibt scheinbar ruhiger und hat auch eine

[1]) Über Christoph Rosenbusch siehe Stieve, Briefe und Acten IV. 151 u. ff., auch Jannssen V. 432—434, 526—532.

[2]) Todtschwaiß || Jacobi Heilbrunneri || . . . durch Jacobum Kellerum S. J. München 1618. 4°. VII. 384.

gute Dosis Mutterwitz. So bleibt er in dem Strauß endgültig Sieger, wenigstens Wortsieger.

Die Berufung nach Bebenhausen dankte der durch Alter geschwächte und durch den Abfall seines bisherigen Fürsten aufs tiefste erschütterte Heilbrunner seinem alten Freund und Kampfgenossen Lucas Osiander,[1]) der sich schon seit 1568 an der Polemik gegen die Jesuiten beteiligt hatte. Aber das Alter und die Erfahrung hatten ihn noch nicht darüber belehrt, daß colloquia keinen Sinn und Zweck haben; er ließ sich also wiederum auf ein colloquium zu Durlach gegen Jesuiten unter Leitung des p. Gontery[2]) ein, das der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Hochberg und der Herzog Franz von Lothringen-Vademont veranstalteten. Natürlich endete es ebenso ergebnislos wie alle anderen und schuf nur gegenseitige Erbitterung. Es war wieder die alte Geschichte von der gegenseitigen petitio principiorum. Die Lutheraner hatten sich ausbedungen, daß man sich auf patres, concilia u. dgl. nicht berufen dürfe, weil die Tradition nicht beweiskräftig sei; nur die Bibel dürfe gelten. Darauf verlangten die Jesuiten, daß man dann die Schrift nur in terminis terminantibus, dem Wortlaut nach, interpretieren dürfe. Osiander erklärte das für absurd, worauf dann Gontery erklärte, dann sei jedes Wort zwecklos. Als sich nun die Jesuiten den Sieg zuschrieben, veröffentlichte Osiander ein „Abriß vnd Muster des trefflichen Kleinods[3]) ꝛc. ꝛc." und suchte zu beweisen,

[1]) Über Lukas Osiander siehe Stieve, Briefe und Acten IV. 17. 150 ff., V. 338, 341, 343; auch Janssen V. an zahlreichen Stellen (siehe Personenregister).

[2]) Jean Gontery war Rektor des Jesuitenkollegs in Béziers. An das colloquium knüpfte sich eine erbitterte Polemik, an der sich auch Thomas Wegelius, Pfarrer zu Pforzheim und P. Simonini S. J. aus Nancy beteiligten. Näheres bei De Backer, „Bibliothèque de la Compagnie de Jésus" III. 1571.

[3]) Abriß vnd Muster || deß || Trefflichen Kleinods || so die Jesuiter in dem Newlichst zu || Durlach angestelltem Colloquio erfochten haben || da sie fürgeben || Auß der heiligen Schrifft müssen allein in || terminis terminantibus, vnd keineswegs || durch die Con || sequentz oder Volgereyen/ die strit- || tige

daß man die Bibel nicht terminis terminantibus, sondern per bonam consequentiam interpretieren müsse. Das Büchlein ist in keiner Weise gegliedert; ein Beispiel schlägt das andere. Die Sprache ist wenig gewählt, stellenweise selbstgefällig und grob. Viele Beispiele sind treffend, aber nur deshalb, weil Osiander etwas beweist, was keines Beweises bedarf. Hiefür ein Beispiel. Bei der Vorliebe der Zeit für sexuelle Beispiele behandelt Osiander die Ehegesetze Mosis und kommt auf die verbotenen Verwandtschaftsgrade zu sprechen. Dabei schließt er also: Dem Bruder ist verboten, die Schwester zu nehmen; nirgends aber ist verboten, daß die Schwester den Bruder nehme; also sei zwar dem Wortlaut nach die Ehe des Bruders mit der Schwester, nicht aber die der Schwester mit dem Bruder verboten. In diesem Sinn entwickelt Osiander viele seiner Beweise und fühlt leider gar nicht, daß er offene Türen einstößt. Er macht sich über die Jesuiten lustig und merkt nicht, daß er blind in die Falle ging, die sie ihm in ihrer Schlauheit gelegt hatten. Das wollten ja die Jesuiten, daß Osiander selbst nachwiese, man müsse die Bibel nicht terminis terminantibus, sondern per bonam consequentiam auslegen. Ließ sich ja doch ein großer Teil der katholischen Lehre nun einmal absolut nicht terminis terminantibus beweisen. Schon die spöttische Bemerkung Gonterys — Osiander nennt sie unvorsichtiger Weise „dumm" —, er gebe dem Osiander zwei volle Jahre Zeit, darüber nachzudenken, was eine bona consequentia sei, hätte einen feinfühligen, scharfsinnigen Dialektiker stutzig und darauf aufmerksam machen müssen, wohin die schlauen Jesuiten zielten. Was ist eine gute d. h. richtige Folgerung? Wo ist der Prüfstein, die Instanz für das „richtig"? Ist's die Vernunft? Kaum! Denn Luther lehrte oft und klar genug, besonders bei der Abendmahls- und Rechtfertigungslehre, daß man die Vernunft unter den Glauben gefangen nehmen müsse; auch lehren beide Konfessionen,

---

GlaubensPuncten/ erwisen || werden: , der Jesuiter außgesprengtem vermeintem Tri- || umpff entgegen gesetzet/ vnd den Einfältigen zu Noth- || wendigem Bericht geschriben || durch „ Lucam Osiandrum || Tübingen 1614. 4°. IX. 91.

daß die Objekte des Glaubens, die dogmata, supra rationem seien. Freie Forschung? Das war freilich ein Grundsatz der Reformation und ist heute zum Eckstein des modernen Protestantismus geworden. Aber bei der aus den damaligen Anschauungen erklärlichen Befangenheit der lutherischen Schultheologen konnte dieser Grundsatz noch nicht recht zum Durchbruch in der Praxis kommen. Darüber klagten ja z. B. die Calvinisten in erster Linie, daß man ihre Auffassung, die ja doch auch aus freier, ehrlicher Forschung hervorgegangen sei, nicht gelten lassen wollte. Wenn also das Einzelindividuum nicht das Recht hatte, die Bibel nach seiner ehrlichen Überzeugung auszulegen, so brauchte man logischer Weise eine außerhalb des Individuums stehende Instanz oder Autorität; und damit hatten die Jesuiten den dialektisch unvorsichtigen Osiander da, wo sie ihn haben wollten. Denn das konnte nur der heilige Geist sein, der das donum interpretandi verleiht, und warum er dieses entgegen klaren Schriftstellen Jahrhunderte lang seiner Kirche versagt, einem „einzelnen Augustinermönch" aber verliehen haben sollte, war nach Behauptung der Jesuiten beim besten Willen nicht einzusehen.

Wenn aber — so schlossen die Jesuiten schlau weiter — von zwei Parteien die eine die Notwendigkeit einer Instanz und Autorität zugibt, beides aber ausschließlich in sich selbst finden will, so ist für die andere jeder Versuch einer Verständigung aussichtslos. Das fühle aber Osiander nicht.

So ziemlich auf demselben Standpunkt steht eine literarische Fehde, die um dieselbe Zeit zwischen dem Ansbacher Pfarrer Lorenz Laelius und dem Passauer Kanonikus Mildtenberger-Sartorius[1]) ausgefochten wurde. Der Anlaß war folgender:

Mildtenberger, ein protestantischer Jurist, der sich später D. Sixtus Sartorius nannte, war von der lutherischen zur katholischen Kirche übergetreten und hatte zum Lohn für seinen Abfall eine fette Domherrnpfründe in Passau erhalten. Schon vor seiner

[1]) Vergleiche Janssen V. 466.

Konversion war er bei den Protestanten als „unsicherer Kantonist" bekannt gewesen, weshalb ihn sein Landesherr Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach einige Tage einsperrte, weil er auf dem Regensburger Kolloquium 1601 zu gunsten des Ingolstädter D. Hunger und gegen die Ansbacher Vertreter Wickner und Laelius in tatsächlich zweideutiger und hinterlistiger Weise gesprochen und agitiert hatte. Um weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen, unterschrieb er am 11. Februar 1602 eine „Urphed", worin er de- und wehmütig widerrief und erklärte, daß er gegen Luther nichts vorzubringen wisse und in Zukunft alle Hetzereien unterlassen wolle.

Dann aber entzog er sich der Gewalt der Ansbacher durch seine Flucht nach Passau, wo er die oben genannte Stelle erhielt. Nun entfaltete er eine heftige literarisch-polemische Tätigkeit, die mit leidenschaftlicher Schärfe geführt wurde. Unter anderem schrieb er „causae motivae" seiner Konversion, worin er nicht bloß die apologetisch-dogmatischen Fragen behandelte, sondern auch Luthers Person und Privatleben aufs unflätigste angriff. Sartorius trat da ganz in die Fußtapfen seines berüchtigten Vorgängers Pistorius,[1]) der ebenfalls Konvertit war und durch seine polemischen Schriften gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich einen „Namen" gemacht hatte. Aus der „Anatomia Lutheri" und den „Siben bösen geistern" des Pistorius sind denn auch die meisten Schmähungen des Sartorius zum Teil wörtlich abgeschrieben, wie Laelius an vielen Stellen treffend nachweist. Der Ton des Sartorius ist roh und gemein, seine Beweisführung stellenweise albern und plump. Das heilige Abendmahl nach protestantischem Ritus nennt er ein „Kottmal"; Luther ist ein „Unflat, Narr, Liegner, Poltron, Lotterbube, Gotteslästerer, Verlogener, eydbrüchiger, henkermässiger, unzüchtiger, Gottloser, verfluchter, Teuffelischer Epicurerbube, ein gailer Kuttenhengst" u. s. w.

[1]) Über Pistorius siehe Stieve, Briefe und Acten IV. 9, 10, 14, 28 bis 44; V. 63—116, 338 ff.; auch Jannssen V. Personenregister.

Dagegen schrieb nun Laelius eine „Rettung Luthers“,[1]) die wohltuend gegen das wüste Geschimpf des Sartorius absticht. Laelius zeichnet sich durch sachliche Bestimmtheit, ruhige und treffende Beweisführung, sowie ehrliche, von allen öden Schimpfereien freie Sprache aus; auch daß er verschiedene Abweichungen Luthers, Widersprüche zwischen früheren und späteren Behauptungen, bedauerliche Derbheiten u. dgl. ruhig zugibt, sie aber ganz logisch daraus erklärt, daß sich eben Luther erst nach und nach vom Papsttum los und durch Sturm und Drang zu seiner schließlichen Auffassung durchringen mußte, verleiht dem Buch Laelius' etwas Wohltuendes und Überzeugendes. Schon der eigentlich selbstverständliche aber damals so oft vergessene Grundsatz, den er an die Spitze stellt: man müsse Luthers Person und Lehre auseinanderhalten, selbst wenn alle Vorwürfe gegen seine Person wahr wären, nimmt unwillkürlich für das Buch ein, weil er vorteilhaft von der gehässigen Methode des Gegners absticht.

Weniger glücklich zeigt sich der Verfasser in dem zweiten Hauptteil seines Buches: „Ursachen/ Warumb das Papstthumb zuverlassen“, obwohl er auch hier sehr klug zu Werke geht. Da er nämlich fühlt, daß er bei dogmatisch-apologetischen Erörterungen stellenweise einen schweren Stand haben würde, verlegt er klug die Wucht des Angriffes auf einen Teil des Schlachtfeldes, wo er von Anfang an gewonnenes Spiel hatte. Schon der Titel deutet die geplante Taktik an. Das „Papstthumb“ soll man verlassen, nicht die „römisch-katholische Kirche“. Damit wird sofort ein Gegensatz konstruiert zwischen Papst und römisch-katholischer Kirche; die letztere sei an sich gut christlich und nur unter die Tyrannei des Papstes

[1]) Rettung | D. Martin Luthers / seeligen / Lehr / Ehr / vnd guten Namens: / Wider | D. Sixti Sartorii, || genandt Mildtenberger, Canonici zu Passaw || in den Causis Motivis seines Abfalls / außgestossene Schmachreden: || Sampt angeheffften Ursachen: Warumb ein || Christ das Papstthumb verlassen / vnd zu der Reinen || Evangelischen Warheit Augspurgischer Confession sich halten soll. / Zu diser schwürigen Zeit der Irrsamen Welt / nutzlich zu lesen . . . Gestellet durch | Laurentium Laelium . . . Onoltzbach MDCXIV. 4°. VIII. 531.

geraten, woraus sie durch die Protestanten erlöst werden müsse. Das hat für den Laien etwas sehr Bestechendes. Denn alle Gründe, die der Katholik für seine Lehre anzuführen weiß, braucht Laelius auf diese Weise nicht zu bekämpfen, bezw. zu widerlegen. Er bekämpft nur die moralischen, administrativen und finanziellen Auswüchse des Kurialsystems, die selbst von eifrigen Katholiken gar nicht geleugnet wurden und seinerzeit nach Pisa, Konstanz, Basel, später nach Trient geführt hatten. So behandelt der Verfasser Auswüchse des Ablaß- und Mönchswesens, der Marien- und Heiligenverehrung u. dgl. mit großem Geschick und einer gewissen humorvollen Ruhe, die den Leser gefangen nimmt — aber, wie gesagt, nur den Laien. Für den „Wissenden" beweist Laelius nicht viel. Der einigermaßen künstlich konstruierte Gegensatz zwischen Kurie und römischer Kirche ist nicht ganz stichhaltig und nicht immer streng durchzuführen; eines ist eben aus dem andern historisch-genetisch herausgewachsen. Verirrungen und Auswüchse gab es und gibt es überall und jederzeit, solange es Menschen gab und gibt. Einen Alexander VI. und ähnliche Päpste hat die römische Kirche niemals für tadellos erklärt. Niemals hat sie Verirrungen dogmatisch festgelegt, wodurch sie die volle Verantwortung übernommen hätte. Das Tridentiner Konzil beweist, wie ernst es der Kirche war, wirkliche Mißbräuche abzuschaffen. Was ferner die köstlichen Beispiele aus der Legende anbelangt, die Laelius erzählt, so werden sie ja sicher ihren Eindruck auf weite Kreise des Volkes nicht verfehlt haben; der Inhalt einzelner ist ja bodenlos albern und abstoßend. Aber was beweist das für den Kenner? Wer mit der Literatur jener Zeit nur einigermaßen vertraut ist, erkennt in diesen Beispielen sofort alte Bekannte wieder; die meisten derselben stehen wortwörtlich im „Alcoran und Eulenspiegel der Barfüser Münch", im „Newen Creutzgang" (siehe unten!), im „Buch der grossen Wunderthaten Mariae" u. ä. Die Kirche durfte hundertmal erklären, sie übernähme keine Verantwortung für Dinge, die übereifrige und phantastisch-alberne Menschen, manchmal auch boshafte Feinde geschrieben; sie durfte hundertmal darauf hinweisen, daß sie durch Wort und

Schrift[1]) selbst gegen diese peinlichen Legenden vorgehe; hundertmal abgewiesen, kehrten sie zweihundertmal zurück.

So hat Laelius den Wert seines im ersten Teil begrüßenswerten Buches durch die angeschlossenen zweihundert Seiten in den Augen der historischen Kritik nicht erhöht, sondern eher geschädigt.

Auch die Sachsen griffen in den Kampf ein.

Auf dem Regensburger Kolloquium hatte nämlich der Jesuit Gretser den Protestanten vorgeworfen, sie seien in der Logik nicht genügend geschult; deshalb könne man mit ihnen gar nicht streng wissenschaftlich disputieren. Dieser nämliche Gedanke wurde dann von Franz Coster S. J. aufgegriffen und im Anschluß an den Kardinal Robert Bellarmin und Martin Becanus S. J. in einer Schrift „Encheiridion controversiarum religionis" ausgeführt. Darauf schrieb jetzt 1614 der Jenenser Theologe Albert Grauer „Disputationes Antijesuiticae",[2]) worin er nachweist, daß die Logik der Jesuiten selbst auf sehr wackeligen Füßen stehe. Besonders die nach Aristoteles Enthymema genannte Form des Trugschlusses, bei der der Obersatz in seiner Allgemeinheit nicht zwingend sei, sowie die ἑτεροζήτησις würden häufig von ihnen angewandt; so z. B. habe sich Gretser in Regensburg bei der Sessio X. folgenden Schluß gestattet:

Oberſ.: „Nullus provocat ad eum iudicem, a quo sufficienter est condemnatus.

Unterſ.: plerique haeretici, si non omnes, provocant audacissime ad scripturam.

Schluß: ergo scriptura sola non est iudex et norma omnium controversiarum."

[1]) Wenn der I. Band der „Acta Sanctorum" von Johann Bolland (d. h. unter seiner Leitung) auch erst 1643 erschien, so sind doch diese puristischen Bestrebungen selbst viel älter.

[2]) Tomus I. || Disputatio- | num Anti-Je- || suiticarum, || Francisco Costero, Roberto Bellarmino et Mar- | tino Becano, potissimum oppositarum, | Quibus || fere / Omnes et singulae controversiae || inter ' Evangelicos et Papicolas || exortae, || in Forma syllogistica excutiuntur ' Autore ' Alberto

Wenn das wahr ist, so ist es allerdings ein dreister Trugschluß. Das Buch ist sehr gelehrt, vornehm und wissenschaftlich ruhig. Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb hat es auf den Gang der Ereignisse wahrscheinlich wenig eingewirkt, denn es war nur ganz wenigen Hochgebildeten verständlich, die aber ohnehin schon ihre gefestigte Meinung hatten.

Waren die bisherigen Schriften meistens von älteren, bewährten Kämpen geschrieben, so suchte man auch einen wehrfähigen, streitbaren Nachwuchs heranzuziehen. Ein Mittel dazu waren unter anderem auch die Doktordissertationen, die dann häufig von dem betreffenden leitenden Professor veröffentlicht wurden. Dies geschah natürlich von Freund und Feind, und häufig nahm man gegenseitig bezug aufeinander. So veröffentlichte z. B. der Jesuit Jakob Reihing[1]) „Muri civitatis sanctae",[2]) worin er die Konversion Wolfgang Wilhelms behandelte. Sofort ertönte eine „Tuba dei",[3]) um diese Mauern Jerichos einzuwerfen, unterstützt durch eine abschreckende Beschreibung der „Muri Babylonis".[4]) Würdig sekundierte eine „Oratio de causis corrupti papatus".

Christoph Binder, später Pfarrer zu Maulbronn, wendete seinen Zorn gegen die Jesuiten insbesondere und promovierte mit

---

Grauero || Jenae . . . Anno MDCXIV. 8°. XVI. 796. Ein Tomus II. ist nicht mehr erschienen.

[1]) Jakob Reihing trat überdies 1621 in Tübingen zur evangelischen Kirche über, und gerade Lukas Osiander hatte die Genugtuung, ihn feierlich rezipieren zu können.

[2]) Muri Civitatis sanctae, Hoc || est Religionis Catholicae Fundamenta, quibus || insistens Princeps Wolfgangus Wilhelmus || Comes Palatinus in Ecclesiam || Catholicam faustum pedem intulit. Damit fortlaufend

[3]) Tuba dei || Ad subvertendos Muros || Jericho Ecclesiae Rom. || . . . Authore Fabricio De la Bassecourt Brandeburgensi. Arnhemii . . . Anno 1615. 4°. VII. 106.

[4]) Muri Babylonis || Romanae || Hoc est || Conficta Reli- || gionis Papisticae Fun- || damenta à Jesuwita quodam nuper explicata . . . Joh. Rodenborch Antwerpianns, Wittenbergae 1615. 4°. XII Bogen.

einem „Sophista *Πολυκέφαλος*“,[1]) worin er klärlich nachwies, daß die Jesuiten ganz der lernäischen Hydra glichen,

„Omnia qui miscent, Caelumque in Tartara solvunt“;

sie können so raffiniert lügen, daß sie „rund viereckig und viereckig rund“ erscheinen lassen. So ein Jesuit

„destruit, aedificat, aptat quadrata rotundis“.

Zwei Jahre später gab dann Binder die „Thesen“[2]) seines gleichnamigen Großvaters neu heraus, die allerdings viel wichtiger waren, als seine eigenen; sie führten ungefähr folgendes aus: Weltliche Obrigkeit ist ohne das ius gladii oder bellandi undenkbar. Nun soll aber ein Geistlicher kein Schwert führen, denn Christus sagte zu Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“ Also kann ein Geistlicher nie weltliche Gewalt haben. Also sind die Säkularisationen notwendig. Diese Thesen sind insofern einigermaßen wichtig, weil sie die Katholiken um ihre weltlichen Rechte besorgt machen mußten.

Auf der Grenze zwischen gelehrten und auf Wissenschaftlichkeit verzichtenden Streitschriften steht die „Diatribe Theologica“[3]) des Wittenberger Superintendenten Friedrich Balduin, zweite Auflage.

Bei ihm dreht sich die Welt um 2 Pole, Christus und Antichristus. Beide sind leicht auseinander zu kennen, da sie in der Bibel deutlich beschrieben sind. Wer also die Bibel nicht vollständig anerkennt, wie die Juden, oder noch andere Schriften außer der Bibel, wie

---

[1]) Sophista || *Πολυκέφαλος* || Hoc est || De Iesui- || tarum Sophi- || stica, Et Malis Ar- || tibus, Quibus In Congress- || ibus Partim Publicis Partim privatis uti solent . . . Authore || Christophoro Bindero . . . Tubingae Anno MDCXIV. 4°. II. 39.

[2]) Christophori Binderi || Theses Theologicae, . . . Tubingae 1616.

[3]) Diatribe Theologica || De || Antichristo: || Jn Qua Papicolarum || fabulae de Utopico Antichristo ex im- || motis scripturarum divinarum oraculis, et sub- || secuto infallibili temporum eventu || sufficienter refutantur || . . . Cum Orationibus Duabus, Qui- || bus ex notis partim Personae, partim Regni Antichristiani, || luculenter ostenditur, Pontificem Romanum Antichristum || illum Magnum esse . . . . Editio altera . . . . Autore || Friderico Balduino || . . . Witebergae . . . Anno MDCXV. 8°. XIX. 292.

die Papisten, „ille haud dubie delirat". Wie die Juden noch immer fälschlich auf den Messias warten, der in der Person Christi bereits erschienen ist, so warten viele Christen noch immer auf den Antichrist, obwohl er sich auch schon lange im Papsttum verkörpert hat.

Gelegentlich dieser Erörterungen erfahren wir auch interessante Details über die umlaufenden Antichristsagen, die sich, dem Zug der Zeit folgend, gern in sexuellen Perversitäten bewegen. So ist in Rom „statua marmorea venustissimae virginis, non humanis manibus sed divina virtute fabricata, cum qua scelerati homines rem habituri sint illicitam; deus vero in medio marmoris efformaturus infantem, qui rupto marmore vivus in lucem prodituru sit: nomen eius erit Armillus harascha"... Diese Mißgeburt wird zweiköpfig sein, die Römer zum Abfall vom rechten Glauben bewegen u. dgl. Zur Speise werden ihm dienen der „Ochs" Behemot, das Ungeheuer Leviathan und ein Riesenvogel (Greif oder Roch), dessen Ei „nido eiectum duritie sua trecentas cedros confregerit et sexaginta pagos humoribus suis velut eluvione quadam absorpserit".

Die Papisten sind viel schlechter als die Juden; denn letztere „errant ex caecitate, illi ex malitia". Die Papisten gleichen dem Diogenes insofern, als sie mit ihrer traurigen Laterne „Tradition" die Wahrheit suchen, während rings um sie „die Sonne des Evangeliums" hell genug leuchtet. Aber gegen letztere verschließen sie sich „caninâ plane impudentiâ et diabolicâ audaciâ".

Bemerkung.

Vorstehende zwei Druckbogen bilden den Anfang einer größeren Arbeit, welche der hohen philosophischen Fakultät Sektion I im Manuskript vorgelegen und in der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München unter dem Titel: „Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des dreißigjährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik" erschienen ist.

Infolge eines bedauerlichen Mißverständnisses ist in den Fußnoten „Jannssen" statt des richtigen „Janssen" bei der Korrektur stehen geblieben.

Curriculum vitae.

Karl Josef Lorenz, protestantischer Konfession, wurde geboren am 26. Dezember 1861 zu Hof a. S., Provinz Oberfranken in Bayern, als Sohn des Engelbert Lorenz und seiner Ehefrau Margarete, geb. Hirsch. Er besuchte und absolvierte das humanistische Gymnasium in Hof. Während seiner Universitätszeit widmete er sich zuerst theologisch-philologischen, dann später realistischen Studien. Mit besonderer Vorliebe betrieb er historische Studien, wobei er durch Felix Stieve auf das Gebiet des dreißigjährigen Krieges geleitet und in die interessante Flugschriftenliteratur eingeführt wurde. Seiner Militärpflicht genügte er als Einjährig-Freiwilliger im kgl. bayer. 2. Infanterie-Regiment, wobei er auch die Ausbildung zum Reserve-Offizier erhielt.

Nachdem er zwei Hauptlehramtsprüfungen beide Male mit „gutem" und das Spezialexamen aus der Geschichte mit „sehr gutem" Erfolg bestanden, wirkt er seit 1. April 1890 an der städtischen Handelsschule München.

Es ist dem Verfasser Herzensbedürfnis, den Herren Professoren Dr. v. Heigel, Dr. Grauert und Dr. Friedrich für mehrere wertvolle Fingerzeige, Quellenangaben u. dgl. auch auf diesem Wege ergebensten Dank zu sagen. Dieser Dank wäre unvollständig, wenn er nicht auf den Herrn Direktor Dr. v. Laubmann und die Herren Beamten der kgl. Staatsbibliothek München ausgedehnt würde, welche dem Verfasser bei seinen Quellenforschungen jederzeit in der liebenswürdigsten Weise entgegenkamen.